Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 1. Februar 1912 Heft 17

Philister / von Carl Dallago

(Schluß)

Es bliebe mir noch übrig zu sagen, daß mit der Verphilisterung des Lebens und der Kunst die der Liebe Hand in Hand geht.

„Der Staat und die heikle Frage", eine Besprechung von Max Burckhard in der „Neuen Rundschau", belegt meine Aussage. Die unweise Weisheit des Verfassers redet von der öffentlichen Liebe. Nun ist man an Fehlschüsse gewöhnt von einem Sonntagsjäger der Literatur, der zumeist in der schleppenden Tracht des Rechtsgelehrten auftritt. Aber wenn die Fehlschüsse so rechtschaffen knallen, verdienen auch sie Beachtung. Herr Burckhard meint: „Ich will der Menschheit nicht Anständigkeit um der Religion oder Sittlichkeit willen predigen. Aber Anständigkeit ist immer das Praktischste, das Wirksamste... Das ist das Geheimnis des Lebens, das nur sehr wenige kennen: Anständigkeit ist immer das sicherste Verhalten, die lukrativste Handlungsmaxime... Und wenn es nichts anderes ist, (ich denke dabei durchaus nicht an irgend ein mystisches Geheimnis), so ist es das, daß eben der, welcher der Unwahrheit folgt, gar so leicht im Schlechten des „Guten" zuviel tut — — und sich in der Aufgeregtheit zu Uebertreibungen, Ueberflüssigem, Schädlichem verleiten läßt. Während der, der sich stets von der Wahrheit leiten läßt, ... nur den Fehlern aus Irrtum unterliegt".

Wir fragen: Was? — Wer „sich stets von der Wahrheit leiten läßt", unterliegt den Fehlern aus Irrtum? Doch bringen wir den Satz auf seinen Sinn, so lautet er wohl: Während der Anständige nur aus Unverstand fehlt. Das klingt hier bedenklich. Der Unverstand wird der wunde Punkt auch des Anständigen. Daß unanständig Handeln unverständig Handeln ist, hat aber Herr Burckhard dargetan. Somit schöpfen der Anständige, der irrt (und wer irrte nicht!) und der Unanständige aus derselben Quelle. Der Sehweite des Herrn Burckhard entspricht es auch so: er sieht ja in der Anständigkeit „immer das Praktischste". Wir glauben gern, daß er dabei nicht an „ein mystisches Geheimnis" denkt und daß er nicht „um der Religion oder Sittlichkeit willen" dieser Anständigkeit huldigt. Die Anständigkeit aber sehen wir anders. Wo sie für uns in Betracht kommt, wird sie Wahrhaftigkeit — wird sie Lauterkeit. So sehen wir sie als Fähigkeit eines Innern, nicht als lukrativste Handlungsmaxime, überhaupt nicht als Maxime. Das könnte sie schon nicht sein, weil sie nichts Festes ist, sondern etwas, das wächst und sich wandelt. Je mehr ein Mensch innerlich wächst, umso größer wird auch seine Anständigkeit, die immer unpraktischer wird, je mehr sie wächst. Es ist zugleich ihr Verständiges; denn der kleine, gemeine Verstand wird im Wachstum immer mehr ein großes Verstehen des Herzens. Dies Verstehen läßt Herr Burckhard völlig vermissen. Wir erinnern uns hier an sein Urteil über Heinrich von Kleist, — an sein „stinkend", wie er einst Kleists Stück „Der Prinz von Homburg" bezeichnete. Das völlig Unpraktische im Menschen und Dichter Kleist muß ihm so schlecht gemundet haben. Es ist an jenem ein Grad von Wahrhaftigkeit und innerer Redlichkeit da, der dem Herrn Hofrat nicht mehr verständlich ist. Der mag ein Ausbund von Anständigkeit im praktischen Sinne sein, seine Kleist-Kritik jedoch bleibt immer

unanständig unverständig. Und solche Unverständigkeiten mögen sich öfters bei ihm wiederholen, wenn er Menschen und Dingen kritisch gegenübertritt, denen seine Person nicht gewachsen ist.

Zu diesen Dingen — scheint unser einem — gehört „die heikle Frage". Daß man sie mit dem Staat zusammentut, dokumentiert uns schon ein unfreies Beschauen. Und erst die Schlüsse. „Ist die Prostitution *nicht* unentbehrlich, ist sie sittenlos und so verächtlich, daß man nichts von ihr wissen will, dann verbiete man sie, strafe sie und rotte sie aus."

Wir denken: gerade wenn man einer üblen Sache entbehren kann, wird ihre Ausrottung ein Verbrecherisches. Denn: daß etwas entbehrlich ist, beweist, daß man seiner auf natürlichem Wege los wird und nicht nötig hat den Weg ruchlosester Gewalt. *Ausrotten* sollte abseits der Wunschsphäre eines jeden wahrhaften Menschen liegen. Und dann gibt es auch Menschen, die ein Sittenloses noch für sittlich und ein Verächtliches noch für höchst achtbar halten, weil sie eben am Geachteten wie an der Sitte oft Verächtliches wahrnehmen. Die größten schöpferischen Menschen nähern sich dieser Anschauung.

Herr Burckhard aber führt seine Meinung über die Prostitution weltmännisch weitherzig weiter: „*Ist* sie aber unentbehrlich,... dann heuchle man nicht,... sondern nehme sie wie so viele andere öffentliche Bedürfnisse in eigene Obsorge, sei es, daß man sie fürsorglich überwacht, sei es, daß man sie in eigener Regie führt..... Freilich darf es dann nicht nur strafrechtlich verfolgt werden, wenn eine venerisch erkrankte Prostituierte — — geschlechtlichen Verkehr übt. Sondern ganz derselbe Tatbestand müßte auch bei anderen Frauen — und auch bei Männern für strafbar erklärt werden. Ehrbare Mädchen und unehrbare Herren dürfen doch kein Vorrecht haben auf Verbreitung von Gonorrhöe und Syphilis."

Der sehr umständliche Stil vermummt hier wohl unfreiwillig den Gedanken. Doch soviel ist vernehmbar: Der Verfasser empfiehlt die öffentliche Liebe der Obsorge des Staates. Und dann, zur Abwendung sanitärer Gefahren, das Schnüffeln ärztlicher Polizei-Organe bis hinein in jedes intimste Liebesverhältnis. Und er glaubt dabei wohl noch: Gott weiß was für köstlichen Wohlfahrtsgedanken er der Menschheit gebracht habe.

So sind nun einmal diese vor lauter praktischem Sinn völlig veräußerlichten Menschen und freisinnigen Philister! Wenn man so einen hört, glaubt man immer einen ganzen Haufen zu hören. Und das Gehörte berührt wie ein Erhörtes: wie ein vom Markte Abgeschöpftes, nicht wie ein in einem Entstandenes. Das Utilitarische und Soziologische von außen her setzt sie völlig gefangen. Sie können sich nicht vorstellen, daß etwas gedeihe ohne ihre Obsorge. Keine Frage, kein Tun! Sie empfehlen sich weiter mit der Obsorge. Sie empfehlen sich selber dem Staat — der Gesellschaft, indem sie dieser oder jenem die Obsorge für dies und jenes empfehlen. Sie bekennen es ja selbst: Ihre „Anständigkeit ist immer das Praktischste". (Hier staune ich, wie gerade einer, der Kleist verurteilte, so bezeichnend von sich aussagen mußte.)

* * *

Soll ich mir noch Gedanken machen zur heiklen Frage? Es könnte nur sein aus dem Wissen des Gefühls heraus. Es wäre ohne Staat und Gesellschaft. Und da scheint mir die Frage gar nicht mehr so heikel. Die Natur kennt keine Prostitution. Sie sieht auch am Grunde der Prostitution nur ein Natürliches: eine Weiblichkeit, die sich dem Manne preisgibt. Das ist die Bestimmung des Weiblichen, das liegt in der Natur der Liebe. Es mag in mannigfachster Weise zustandekommen und von mannigfachsten Beweggründen und Gefühlen ausgelöst sein. Sie bestim-

men die Wertung der Preisgabe. Aber wo Staat und Gesellschaft an natürliche Dinge ihre gewalttätigen Hände legen, haben sie nie etwas verbessert. Was soll Gewalt von außenher ausrichten bei Dingen, die sich nur durch inneres Wachstum veredeln können, die in der Menschennatur bereits geordnet vorhanden sind? Erst die erzwungene Ordnung von außen her erbringt die Scheidung in sittlich und unsittlich. Ergebnis: auf der einen Seite die Ehe, auf der anderen die Prostitution. So erst haben Staat und Gesellschaft die Natur der Liebe prostituiert. Es wird auch ersichtlich, daß der eigentliche Begriff Prostitution auf Seite der Sitte, die immer auch ein Sichfügen ins Praktische bedeutet, heimischer ist als im ausgesetzten und verachteten Stand der öffentlichen Dirne. O diese Obsorge von Staat und Gesellschaft! Will man noch immer nicht bemerken, wie sehr die schöpferischen Menschen (es besagt: die wahrhaft und natürlich Schaffenden — die Menschen) dieser Obsorge sich und die Dinge zu entziehen suchen? Muß ich es nochmals sagen: Ihr Wirken drängt überall auf die Ausscheidung der Vermittlung.

Wenn ich mich nun noch nach dem Wert der Weiblichkeit der Prostituierten frage, erkenne ich: er ist nicht leicht zu bestimmen. Der gewiß nicht seltene Fall, daß sich die Prostituierte im Beruf völlig veräußerlicht und ihren Leib als feiles Gut handhabt und handhaben läßt, ermöglicht immer noch innerlich reine und hohe Beschaffenheit. Die viele Not im Leben, die eigene und fremde, mag den Leib zu äußerem Gut gemacht haben. Not bricht Eisen. So mag auch eine Weibsseele zuweilen soweit gebrochen werden, daß ihr Leib — ihr Schoß käuflich wird. Der wunde Punkt ist die Not und nicht immer die materielle, auch die seelische, in die junge Mädchen leicht geraten, wenn sie von der Indolenz und Roheit der Gesellschaft oft eines äußeren Fehltritts wegen wie ausgestoßen behandelt werden. Doch

das ist ein Nebensächliches, das den Wert der Weiblichkeit einer Prostituierten nicht genug erhellt. Das tut der Fall aus materieller Not und der aus fremder noch besser als der aus eigener.

In solchen Fällen ist oft nicht einmal die physische Reife da, die nicht vom Alter abhängig ist, sondern vom Blut. Das Blut kennt noch keine Sucht — hat noch kein Bedürfnis. Und doch wird ein so Beschaffenes käuflich — wird Dirne. In der neueren Weltliteratur ist Sonja in Dostojewskis „Raskolnikow" die leuchtendste Gestalt dieses Typus. Der hat in weniger verfallenen, in weniger veräußerlichten und auf den Schein gestellten Kulturen nie das entsetzliche Aussehen angenommen wie bei uns. Er empfängt dieses Aussehen erst von unserer Gesellschaft. Und er ist immer noch Lichtfleck in unserem heutigen Dirnentum. (Das Hetärenwesen der Antike betrachte ich als ein völlig anderes — schon als Kult als ein völlig anderes.)

Diesem Lichtfleck unter den Dirnen gehe ich nun nach. Er zieht mein Empfinden an. Dem inneren Hange nach huldige ich, als Anhänger der Liebe, freilich weder der Ehe noch der Prostitution. Und der Widerwille ist auch noch in mir vorhanden, der sich scheuen würde, die Liebe aus so abgegriffenen und von aller Welt besudelten Bechern zu trinken. Aber der Lichtfleck strahlt unbeirrt in mich hinein. Da zittert etwas von Tiefe zu Tiefe. Und ich erkenne: Wo der Leib, einer Notwendigkeit erliegend, ganz nur Außenseite geworden ist — ganz nur Oberfläche, da ist er auch weniger beschmutzbar. Es rinnt aller tätlicher Schimpf und alle Besudelung wie von selber ab. Es dringt nichts ein. Sinn und Gefühl so einer Dirne mag in der Ferne weilen bei lichteren Bildern, bei Gestalten der Träume oder untergetaucht sein in der Schwere des Lebens, während an ihrem Leibe ein niedriger Handwerker der Lust seine Gier und Geilheit stillt. So mag es oft und oft geschehen. Und da befällt sie

ein Etwas — da tritt es aus ihr heraus, machtvoll und stark, und überflutet sie und umhüllt sie zugleich wie schützend: der Ekel. So zeigt sich mir die Verwandtschaft. Es geht auf mich über: Der Ekel vor allen diesen Leibern einer in Ansehen und Würden lebenden Gesellschaft, die sich mit ihren gröbsten und rohesten Trieben an der armen Ausgestoßenen gütlich tun. Es ist der niederste Typ des Philisters, der das Ausgestoßensein der Prostituierten am meisten ausnützt. Er reist in fremde Städte, nur um sich ungestörter auslassen zu können. Er rechnet es sich noch zur Ehre, wenn er so eine Dirne recht gründlich verunehrt. Ihm ist sie wie ein Geschirr, in das er seinen ganzen Schmutz hineingießt. Und sie muß es über sich ergehen lassen — muß einen um den anderen dieser vor handwerksmäßiger Lust schwitzenden Leiber ihren eigenen Leib nach Belieben handhaben lassen. Wenn ich mir das vorstelle, wird mir so zu Sinn, als müßte ich so ein Mädchen aufsuchen und geeint mit ihr in maßlosem Ekel schweigend Erlebnisse austauschen und intime Stunden erleben.

Und während ich so dies Thema verlasse, fällt mir plötzlich noch ein: Ist heute so eine Ausgestoßene nicht auch die Kunst? Hat die Obsorge der Gesellschaft und Presse nicht auch sie prostituiert? Muß nicht auch sie gleichsam den Beischlaf erdulden von gemeinen Journalisten und anderen Philistern, wenn es ihrer Jungfräulichkeit auch nichts anhaben kann? Eint mich mit ihr nicht auch zuweilen der Ekel ob solchem Tun und eröffnet uns abseits in schweigendem Austausch unsrer Tiefen intime Stunden? — —

* * *

Indem ich alles noch einmal abwäge, wird mir die Fragwürdigkeit der Gesellschaft gegenüber dem Menschlichen immer mehr zur Gewißheit. Ich sehe das Enge und Trübe in Staat und Kirche von ihr aufgenommen, und so angewachsen vermittelt sie das Leben. Und *wie* sie es vermittelt:

indolent und roh wie nur eine Macht sein kann, die sich nur durch Zusammenstehen von Vielen hält. Das Wachstum und das Sichentfalten des Menschen findet in ihr nur soweit Raum, als es ihren Interessen nicht zuwiderläuft. Den Interessen einer äußerlich zusammengefügten Menge aber widerspricht bereits jedes eigene Wachstum — jedes eigene Sichentfalten. Und ohne dieses ist eine Menschwerdung nicht denkbar.

Hier klafft zwischen Gesellschaft und dem Menschen schon der Riß auf, der immer größer und tiefer wird, je mehr man mit Menschenaugen hineinsieht! Zuletzt gilt es in einem die strenge Scheidung: Hier Gesellschaft — hier Mensch! Der Philister wählt nicht, er lebt bereits in der Mehrheit. Und Menschwerden ist vielleicht immer mehr für jeden das Schwerste. Es hebt erst in einem die Scheidung auf von allem Menschlichen.

So sei es nun herausgesagt, vorbereitet und begründet genug: Unser einer kämpft nicht mehr gegen die Vorurteile der Gesellschaft. Wo wir unser Augenmerk noch auf sie richten, begegnen wir ihr, als dem Vorurteil. Sie erscheint uns am Menschen wie eine Krankheit, die ihm seine Kräfte — sein Wachstum — seine ursprüngliche Ordnung und Freiheit unterdrückt. Ihr äußerliches Brükkenschlagen von den Menschen zum Menschen ist fruchtloses Beginnen und entbehrt aller lauteren Absicht, da es nur beflissen ist, den Menschen einzuspannen, ihr Dienste zu leisten. Die Brücke vom Menschen zum Menschen liegt ewig im Unsichtbaren und kann nur begangen werden durch das Empfinden, das in Tiefen steigt. Wo die Gesellschaft über den Menschen herrscht, ist der wie seiner Wurzelung entrissen und hängt gleichsam in der Luft mit seinem ganzen Innern. Denn aller Halt und Stand der Gesellschaft ist ein rein Aeußerliches. Wie sollten Wesen wie Menschen, die ein Nicht-Endendes in sich tragen, von derartigem geregelt

und beherrscht werden können? Wie käme der Mensch dort zu seiner Freiheit, wo gar kein Platz vorhanden ist, sein Inneres anzubringen? Die Gesellschaft ist somit keine Freiheitsvermittlerin für den Menschen. Nur der Philister — als einer, in dem das Treiben des eigenen Menschentums mehr oder weniger erstorben ist — empfängt von ihr Freiheiten und Rechte. Den Menschen aber bedrückt sie und nimmt ihm die innere Freiheit. Und den Freien vereinsamt sie. Soweit die Gesellschaft als Institution reicht, gibt es keinen Platz mehr für ihn. Und es bleibt uns die Tatsache: Nur der Einsame ist frei!

Und darum soll es einem sein Stolz und seine Freude sein: bis an sein Lebensende der Gesellschaft, der Welt des Philisters, keinen Schritt breit nachzugeben und noch am Lebensabend zu wissen, mit seinem Leben und Schaffen ihr doch etwas abgerungen zu haben vom Boden unter ihren Füßen.

* * *

Es ist inzwischen Schnee gefallen. Aller Groll in mir hat sich an der Landschaft gebrochen, die in blendender Weiße und in Sonne getaucht vor mir steht. Fast schmerzen mir die Augen vor lauter Glanz. Was soll ich noch Kritik üben, da ich nichts mehr schaue, was mich beunruhigt. Alles Aufbegehren ist verebbt.

Ich dachte mir mein Zürnen viel stärker und andauernder und wundere mich fast über den geringen Grad meiner Heftigkeit. Vielleicht ist es Kraftmangel. Vielleicht ist es das Sichvordrängen der Beschaulichkeit, die jetzt in mir wieder aufzuleben beginnt. Mein Schrifttum hat nun genug Krieg geführt, es sehnt sich nach Rast und Frieden. Und läßt draußen die Mitwelt. Was bedeuten unser einem auch Gesellschaft und Philister? Es sind künstlich gezüchtete Produkte, davon man sich anzueignen nicht nötig hat. Es nimmt sich dies Gezüchtete auch hilflos genug aus. Es

ist gewiß Hilflosigkeit, die sich einen Machtzustand vortäuschen muß, was in Gesellschaft und Philister umgeht. Und es liegt einem nicht, zu lange danach zu sehen. Der Weg zum reinen Menschen füllt ein Menschenleben aus mit Aufgaben für jede Stunde, auch wenn es einem nur vergönnt sein sollte, eine winzige Strecke davon zurückzulegen.

Von diesem reinen Menschentum will ich jetzt noch berichten und zwar das Schönste, was ich von ihm aus Büchern erfahren konnte. Es nimmt immer mehr mein Sinnen in Beschlag und geht vor mir her als ein überaus Machtvolles, dem ich zu folgen habe. Auch der Philister soll hören, wie es aussieht und soll zu ermessen versuchen, was ihn davon trennt. Die „Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse" in der schönen Uebertragung von Martin Buber enthalten dieses Machtvolle, und das für mich Vorbildliche und Verführerischste daraus lautet so:

„Die reinen Menschen der Vorzeit handelten ohne Berechnung, suchten nicht Ergebnisse zu sichern, gaben sich nicht mit Plänen ab. Im Mißlingen hatten sie keinen Grund zur Reue, im Gelingen keinen Grund zur Selbstgefälligkeit...

Die reinen Menschen der Vorzeit schliefen ohne Träume, erwachten ohne Angst. Sie aßen ohne Genußgier. Sie atmeten tief. Denn reiner Menschen Atem kommt aus den innersten Tiefen, der Gemeinen Atem nur aus den Kehlen...

Die reinen Menschen der Vorzeit liebten das Leben nicht, haßten den Tod nicht. Der Anfang weckte keine Freude, das Ende keinen Kampf. Schnell kommen, schnell gehen: das war genug...

Solche Menschen sind am Geiste frei, an

Haltung still, an Antlitz heiter. Ihre Kälte ist die des Herbstes, ihre Wärme die des Frühlings. Der Wechsel ihrer Triebe vollzieht sich im eigenen Gesetz wie der der Jahreszeiten. Sie sind im Einklang mit allen Dingen, und keiner kennt ihre Grenzen."

Es ist, als hätte hier wer ausgesagt über das Intimste und Vollendetste eines Menschentums — über den Zug seiner tiefsten Tiefen, den zu unternehmen wir vielleicht noch nie Kraft und Klarheit genug hatten, und den doch schon das Aufrauschen eines Flügelschlages in uns kundtat, insoferne man aus der Art des Rauschens die Richtung erspähen könnte. Tschuang-Tse lebte bereits etwa dreihundert Jahre vor Christo — und wie wunderbar: es tönen seine Worte so frisch, als wären sie erst heute einem großen schöpferischen Menschen entsprungen, der mit sich selber ungemein weit gekommen ist. (Der deutsche Uebersetzer berichtet uns: „Die Lehre Lao-Tses ist bildhaft, aber gleichnislos . . . . . Da kam die Lehre an einen, der — — — ihr Gleichnis dichtete. Dieser hieß Tschuang-Tse".) Und mich dünkt: Wo eine Menschenseele völlig zu sich erwacht ist, mag sie die Worte Tschuang-Tses als ein Urverwandtes fühlen. Es ist ein Wichtigstes, das sich unserer Zeit entgegenstellen ließe — der Verphilisterung unsrer Zeit: Die Verneinung der aufsteigenden Entwicklung. Die weisesten und seltensten Menschen verlegten schon vor mehr als zweitausend Jahren den reinen Menschen (es bedeutet: den Höhenmenschen) in die Vorzeit. Er war ihnen ein endloses Eines von Leib und Seele, von Leben und Tod, von Diesseits und Jenseits. Er war ihnen der wahrste Interpret der Natur — der Interpret ihrer Einheit.

Ich fühle hier die seelische Köstlichkeit des Gedankens mich leiblich durchströmen und rüste mich, freudvoll bewegt, daß

er in mir Wohnung nehme. Denn es scheint mir das Menschlich-Vollendetste, das mir je ein Schrifttum gesagt hat. Ich schaue aus den Worten die reinen Menschen der Vorzeit als wahre Ueberwinder — als Besieger des Lebens: indem sie das Siegen nicht liebten, das Unterliegen nicht haßten. So konnten sie erst dieses Leben zuende erleben und konnten es völlig bejahen. Denn jedes Leben ist ein Unterliegen in seinem Ende, dem Tode; dieses Enden: die natürliche Zugehörigkeit zum Leben. Daher ein Unding: das eine lieben, das andere hassen.

Uns lehrte man lauter Gegenteiliges und Einengendes: den Tod zu fürchten und das Leben nicht leben zu dürfen. Es nimmt sich aus wie eine Sperre der Wege, die zum reinen Menschentum führen. Ich möchte diese Wege wieder eröffnen helfen! Ich fühle mein Wesen sie schon lange ahnend begehen, ab und zu wieder abirren und dann doch noch sie auffinden und weiter verfolgen. Auf ihnen liegt auch die freigewordene Liebe, die nichts festhält und so nicht zuläßt, daß man ein Verlieren fürchtet. Denn Liebe, die Verlust fürchtet, ist noch unfrei. — Ich möchte diese Liebe erringen! — Auf ihnen liegen gewiß noch Entdeckungen für die Seele, die zu wunderbarer Gelassenheit führen. — Ob ich dazu gelange? — Auf dem Wege dieser Frage gewiß nicht. Es entdeckt nur der, der nicht auf Entdeckung ausgeht und sich völlig ausliefert. Es ist der Grundzug des schöpferischen Menschen. — Da steh ich auf einmal wieder vor der Kunst.

Und ich erkenne: Sie ist ein Sichausliefern. Nicht ein Ausliefern eines Guten — eines Nützlichen in einem. Nein! Ein bedingungsloses Sichausliefern ohne Frage nach Zweck und Nutzen. Denn Kunst, wo sie in einen einzieht, will aufspüren, will ans Licht bringen, was in einem verborgen ist, und mag es noch so fremd allem Bestehenden gegenüber stehen. Sie kennt nicht gut und böse, nicht schön und häßlich,

sie kennt nur ein Vorhandensein — ein Da-sein und maßt sich nicht an über dieses zu richten. Wonach sie drängt ist einzig, dieses Vorhandensein zu heben und zu geben, so wie es ist. Daß es da ist, daß es so gegeben wird, *wie* es da ist — wie es gefühlt wird, also wahr — echt, macht in der Kunst einzig etwas gut wie schön, und es ist das Schwerste, es ungeschminkt zu heben und zu geben.

Hier verspüre ich, ich habe eine Verphilisterung aufgedeckt, die in der Kunst von heute wie eingebürgert ist: die Scheidung in ästhetisch und ethisch. Hier das moralisierende und zweckliche Element, das auf Nutzanwendung gestimmt ist, und dort die Kunst des schöngeistigen Philisters — des Aestheten — des Nur-Könners, die der Form den Gehalt nimmt und von der Nietzsche meint, daß sie sich selber in den Schwanz beißt. (Wohl aus Mangel am Nötigsten.) Denn letzten Endes ist auch der Schöpfer der Genießer. Und ein Kunstwerk für den Genießenden wie ein Gericht, das seinen Nahrungsgehalt stellen muß und in Ermangelung eines solchen sich selber im Wege ist. Was solche Ermangelung aber bedeutet bei einem Gericht, dessen seelischer Nahrungsgehalt auch der Form erst das Lebendige und Bleibende gibt —!

Und nun erschaue ich: Wo die Kunst völlig zu sich gekommen ist, findet ein Lebendiges seinen Ausdruck — wächst sich ein Gehalt zur Form und bildet so erst, als ein zur Form Gewachsenes, ein Wahres, das schön geworden ist. So vereinen sich die Begriffe ästhetisch und ethisch zu einem. Wo das nicht zuzutreffen scheint, mag es an der Unzulänglichkeit des Beschauers liegen, an seiner Anmaßung, die Dinge im Sinne einer Menschensatzung zu werten, zu richten und zu scheiden. Das kennt das Kunstwerk als solches nicht: es wertet nicht und richtet nicht und scheidet nicht. Als Interpretation einer Natur lebt es einfach den Satz: *Nur*

das Wahre ist schön! — Es ist wohl die härteste Nuß für den Philister.

* * *

Ich habe nun mein Thema für mich erschöpft. Was meine Verfassung und mein Vermögen darüber auszusagen vermochten, habe ich ausgesagt. Ich bin nun davon müde und wende mich wieder der Quelle aller Kunst — der Natur zu, die als Landschaft vor mir steht. So werde ich mir neue Kräfte holen. Ich gelange immer mehr dahin, das Regenerierende der Natur zu fühlen. Das müßte nicht immer Landschaft — es könnte wohl auch ein Mensch sein, ein weiblicher Mensch. Denn vom männlichen habe ich an mir selber oft bis zum Ueberschäumen.

Aber wenn ich jetzt ein Geschöpf hätte, an dem mein Hang haften bliebe, und es nähme mich mit Liebe auf, ich würde zu ihm flüchten. Ich würde bei ihm ruhen und ausruhen und wohl auch seine Welt genießen, innig und dankbar, wie es sich ziemt für einen, der leiblich beschenkt wird und dessen Leib in die Seele mündet. Doch ich bin einsam. Und so schenkt sich mir einzig die Landschaft zum Genusse. Und ich nehme sie mit offenen Armen auf und genieße sie, als hätte ich ein herrliches Mädchen vor mir, danach ich glühe.

Ihr Aussehen ist unruhig, fast spröde. Die Stirne, ein Himmel voller Wolken. Die treiben ins Grenzenlose wie von wildem Empfinden bewegt. Die Luft weht fast warm. Es ist wie junger Hauch aus halbgeöffnetem Munde, der wonnig die Waldung bespült und die Hügelhänge, die Einschnitte und Fluren, und ihnen den Schnee und die Härte nimmt. Mein Wesen ist andächtig, mein Schauen kniet vor dem Bilde. Die herbe Kühle des Herbstes wirkt auf mich ein und offenbart mir die erschlossene reife Jungfräulichkeit des Vergehens. Es schürt meinen Lebenseifer.

Schon rückt mir alles näher und wird liebender und

hingebender. Alles ist plastisch wie greifbar: die weichwelligen verführerischen Höhenzüge, — die Waldungen, die wie dunkle sammtene Köpfe und Büschel aufstehen, — die verschneiten ausgedehnten Blößen dazwischen, die in blendender Weiße schimmern. — Jetzt kommt in alles ein Glühen. So dringt der Vorgenuß der Liebe in die Dinge. Schneefreie Weideflächen, mit Lärchennadeln wie mit lohendem Gewölk übersät, glänzen mir entgegen. Es ist, als läge Feuer ausgebreitet, das glatt und ruhig die Oberfläche bedeckt ohne eine einzige Flamme. Außer mir selber, der ich mich nun völlig verglüht niederneige, umflossen vom Atem des Raumes, von Einsamkeit und Stille.

Varena, im November 1911.

Gedichte / von Bruno Frank

Die Wasser

Und ob ihr auch das Ziel nur murmelnd nennt,
Euch Wassern ist der Weg schon lang gewiesen,
Dir Strom, der schleicht, dir kurzem Bach, der rennt.

Wird es nicht schön sein, dorthin sich zu gießen,
Wo keine braune Erdhand mehr euch trennt?
Wie friedlich wird dort Well in Welle fließen...

*

Der Dichter sagt:

Ein Torweg bin ich nur, und schmucklos ist mein Bogen.
Allein es ist in königlichem Zug
Die ganze Welt durch mich hindurchgezogen,
— Und ich war hoch genug.

Otto Alscher / Gogan und das Tier

Aus einem gleichnamigen im März im Verlag S. Fischer, Berlin erscheinenden Roman

Die Berge wurden immer höher, kahler die Gipfel und zerschroffter die Hänge. Der Nebel aber schien zu sinken. Er stand in Säulen über den Wäldern, drückte sich da und dort in breiter Flut in ein Tal hinein, füllte es, um dann langsam zu zerfließen. Plötzlich stand ein Gipfel in Sonne. Diese huschte mit ihrem Schein darüber weg, verschwand und kam wieder, und da lief sie auch schon den Hang hinab und füllte breit und warm die Waldschlucht.

Gogan hob das Gesicht zur Sonne, griff sie mit den Augen auf und trank sie wohlig in sich. Und doch war es ihm so sonderbar, daß heute die Sonne schien, wo er einen Menschen töten wollte.

Der Bach machte eine Biegung, der Weg aber stieg noch einmal hinan, schwang sich hinauf auf einen Sattel, wo oben einsam ein Baum stand. Und als er dort oben bei dem Baume angelangt war, verharrte er kurz und lief dann rasch in ein Tal hinab, in dem ganz hinten ein Dorf lag. Das war Porta Silva.

Doch Gogans Augen suchten noch weiter. Wald umschloß rückwärts Tal und Dorf, ein Einschnitt rechts, und einer links, aus dem ein Bach brach. Das war der Rio Rese. Und dort drinnen in diesem Einschnitt würde er auch die Zigeuner finden und seinen Vater töten.

Er ritt in das Tal hinab. Der Weg stieg und sank, und da er sich kurz vor dem Dorfe noch einmal hob, hörte der Reiter von unten Tanztöne schallen. Dick und schwer der Baß, heftig und aufgeregt die Klarinette. Da erinnerte er sich, daß ja heute Sonntag sei.

Und dann ritt er in die Dorfstraße ein. Steinhütten,

Holzhütten, zerwettert und zerfallen, schmutzig und mit kleinen Fenstern, wie zwinkernde Augen. Und Leute in den Straßen in ihren Sonntagskleidern, steif und plump nach der Ortsmitte hinstrebend.

Gogan ritt langsam. Wie ein auf- und absteigendes Gewoge kam ihm die Tanzmusik entgegen, mit dem Geschmetter der Trompeten, dem kreischenden Schwirren der Geigen. Und dann um die Ecke der Trubel. Menschen zu Hauf gedrängt im steten Auseinanderfließen und Zusammenwallen. Und mitten drinnen in dieser gaffenden, sich faul regenden Menge mit heftigen Atemstößen die Musik.

Die Rumänen tanzten vor dem Wirtshause. Hier stieg auch Gogan ab, führte sein Pferd durch den Trubel in den Hof. Dort übergab er es zur Besorgung einem Knecht, und ließ sich vom Wirt in dessen Wohnstube führen, denn die zwei Schankzimmer waren überfüllt. Und dann saß er am Fenster, wartend, daß man ihm etwas zu essen bringe und starrte hinaus auf den Platz, wo man tanzte.

Er sah die Menschen, sah den Reigen, wie sich Burschen und Mädchen an den Händen hielten, und sich im langsamen, schwerfälligen Rhythmus bewegten. Aber seinen Geist beschäftigte das Bild nicht. Der war wie mit lähmender Hand festgehalten, an eine enge Stelle niedergedrückt, von der er aufzurasen suchte, um fortzustürmen. Und konnte doch nichts anderes, als im schwindelnden Kreise sich drehend denken, daß er hier eine Stunde rasten müsse, um dem Pferde neue Kraft zu geben, damit es ihn nach vollbrachter Tat forttragen könne. Denn er wollte sich nicht in einem dieser Dörfer festhalten lassen, er wollte sich nur in einer Stadt stellen. Es war ja leicht, hier zu flüchten, denn Telegraphenverbindung hatte dieses Dorf keine, und mit ihren kleinen, schwerfälligen Bergpferden würden ihn die Bauern nicht einholen.

Der Lärm draußen schwoll immer mehr an. Unwillkürlich stellte er sich ans Fenster und schaute hinaus.

Wie sie durcheinanderwirbelten. Die Tanzenden in der Mitte, die Alten und Kinder rings als Zuschauer. Als Kern von allem aber die Dorfzigeunermusikanten mit den rotbraunen oder gelbfahlen Gesichtern, die Instrumente erhoben, keuchend und blasend.

Aber trotz der unermüdlichen Bewegung war etwas schwerfältig Träges in dem Bilde. Plump standen die Rumänen in ihren breiten Opanken da, wie festgeheftet, auf dem steinigen Lehmboden — echte Bauern, deren Tritt immer stampfend, knetend ist, auch wenn er sie zum Tanz bringt. Und die nur zögernd den Boden verließen, auf dem ihre Füße Raum gefunden. Auch die Kinder waren den Alten gleich. Sie hatten ein unbequemes Gefühl in den Festtagskleidern, fühlten sich jetzt schon steif und würdig.

Doch auch weniger festlich gekleidete Kinder trieben sich in der Menge herum. Zerlumpt und mit allen möglichen Fetzen angetan, huschten sie wie die Eidechsen hin und her. Und dort unter allen anderen auf einem von der Menge freigebliebenen Fleck tanzte ein kleines Mädchen. Bloß mit einem vorne offenen, bis an den Knöchel reichenden, dunkelroten Kittel angetan, durch den bei jeder Wendung der braune, nackte Kinderleib schimmerte, der schlanken Hüften Wiegen und die mageren Beine vorschnellten. Und über welche wie eine rote Flamme die roten Lumpen zusammenschlugen oder wegwirbelnd die weiche Haut leuchten ließen.

Fort und fort tanzte die Kleine, allein unter allen. Sie hatte ein scharfes, sprühendes Gesichtchen, Augen, welche blitzten, und die Lust der Bewegung, den Schrei der Rasse gaben.

Gogan neigte sich vor und schaute auf die Kleine. Das war ein Wanderzigeunerkind. Sein Blick wollte es fassen

und fortschleudern, den Sprößling eines Volkes, dessen einen er zu töten gedachte. Aber seine Blicke sagten der Kleinen doch nichts anderes, als ein Frohlocken, daß sie tanzte. Und daß sie ihr danken mußten, weil sie so leicht und zierlich mit einer unbewußten Leidenschaft ihre Rasse jubelnd verkündete. Unter all den steifen, unfreien Gestalten tanzte, mit Lumpen, die sie freier als völlige Nacktheit machten, tanzte, als gälte einzig ihr die Musik, als wäre sie weit und gelöst von allen Menschen.

Und plötzlich erkannte der Schauende groß und wuchtig jene Rasse, welche dies Kind verkündete. Dieses Volk, das mitten unter Kultur und Zeit, unter Sitten und Fehden doch immer für sich allein schritt und den Leib in seines Lebens Weg wiegte.

...Aber er mußte ja einen dieses Volkes töten, um sein Selbst frohlocken zu lassen.

Dort drüben standen zwei Männer der Wanderzigeuner und sahen dem Tanz zu. Größer als die Rumänen ragten sie mit auf den Rücken verschränkten Händen aus der Menge, breit und selbstbewußt, als sei ihr Annähern an die Lust der anderen nur ein Ruf von der Ueberlegenheit der eigenen Kraft.

Gogan zog die Brauen zusammen. Nun haßte er sie wieder, diese Rasse. Denn in diesen Männern glaubte er zu sehen, daß ihr Selbstbewußtsein ein finsteres war, ihre Verachtung anderer Selbstüberschätzung. Ihr ganzer Kampf um die Freiheit ihres Volkes nicht Selbstgenügen, sondern die Verkümmerung in der eigenen Enge, und ihr Stolz nur Brutalität und Verkommenheit. Und daß die Behauptung ihres Menschentums nicht Ursprünglichkeit, sondern eine Schwäche sei, die mit dem eigenen Menschen nichts anzufangen wußte.

Nun wußte er, daß er seinen eigenen Vater töten mußte,

um seine Verkommenheit, die an anderen zum Verbrechen geworden war, zu züchtigen.

Der eine der beiden Zigeuner hatte sich umgewandt, ihn am Fenster erblickt und sah nun herüber. Und als Gogan in dieses Gesicht blickte, gab es ihm einen Schlag — das war Rodof.

Jäh tobten all seine Sinne auf. Er legte die Browningpistole vor sich hin und seine Blicke flogen wie Faustschläge zu dem Manne hinüber. Er wollte ihn niederschießen, sobald er die Gestalt nur freier hätte, damit er nicht Gefahr lief, jemand anderen zu verletzen.

Oder er wollte ihn näher rufen, durch irgend etwas herbeiwinken, dann, wie mit durch einen Zufall sich entladender, auf dem Fensterbrett liegender Pistole töten.

Er zitterte an allen Gliedern, er atmete nur stoßweise. Nun nahm er die Zigarettentasche heraus, und entzündete sich eine Zigarette. Und da sich die Männer wieder umblickten, zeigte er ihnen eine Zigarette.

Aber er prallte zurück. Die Männer rannten herbei, liefen wie die Kinder und alle anderen Zigeuner schlossen sich ihnen an, die Knaben und auch das tanzende Mädchen. Sie rissen die Hüte vom Kopf, hielten sie offen auf, legten die Hände gekreuzt auf die Brust und baten.

Er stand und klammerte sich an das Fensterbrett. Die Zigeuner lärmten und bettelten und all die melancholischen Gesichter hatten einen so naiv frohen, von kindlich märchenhafter Erwartung gespannten Ausdruck, zeigten durch die jubelnde Demut in den Augen eine so seltsame Hoffnungsfreude, als schwebe ein unendliches Glück über ihnen, das durch einen Augenblick ihr ganzes Leben beseligen konnte.

Gogan beugte sich immer weiter vor, krampfte seine Finger immer mehr in das Mauerwerk ein. Und faßte mit weitem, starrem Blick das Gesicht jenes Menschen, den er töten wollte. Und in diesem Gesicht lag wie in allen anderen

der Rasse seltsame Verlorenheit, der Selbstwille des Elends, es war noch mehr als das der anderen von einer übernatürlich großen Hoffnung verklärt, von der Freude des Heischens, dem der Wunsch schon allein die höchste Seligkeit ist.

Plötzlich richtete sich Gogan hoch auf, atmete schwer und verteilte wie im Fiebertaumel alle Zigaretten, warf alle seine kleinen Münzen unter sie. Dann lag er im Fenster, sprach mit den Männern, fragte und gab wie im Traume Antwort, und kam nicht los mit seinen Augen von den Zügen jenes Menschen, den er töten sollte. Und er sprach und rauchte, schaute umher und wieder stand in seinen Augen jenes wirre Suchen, das dem ganzen Volke die Verachtung all derer eingebracht, deren Augen all ihre Kraft nur durch das Ziel finden.

Und Gogan drang immer tiefer in den offenbarenden Blick der Menschen unten, schöpfte aus ihm und trank mit durstiger, erschöpfter Seele. Und sah den Blick wechseln und doch immer nur in einem Kreise ziehen, um einen Punkt sich drehen. Konnte aber, so viel er grub und griff, doch nicht in den Kreis selbst dringen, konnte nur grübeln und mutmaßen.

Und grübelte noch immer, als er wieder allein am Fenster stand, das kleine Mädchen drüben wieder tanzte, selbstvergessen und doch so selbstgefaßt und ihres armen Kleides flammende Farbe des kleinen Körpers reiche Nacktheit tönte, freigab und verhüllte.

Er ging gegen Abend zu dem Zigeunerlager hinaus.

Er holte zwei Mädchen ein, die nach dem Lager heimwärts gingen. Und die waren beide groß, leicht und schnell, die eine stark und voll drängender Kraft, die andere scharf und hart geprägt. Die Mädchen lachten.

„Ueber wen lacht Ihr?“ fragte Gogan.

Da lachten sie noch mehr, Rika, die Magere sah ihn spöttisch an, Pana aber griff sich in den Nacken, riß das Tuch

vom Kopf, strich die Haare zurück und sagte: „Ueber die Bauern."

„Was habt Ihr für einen Grund, die Bauern zu verlachen?" fragte Gogan und ließ nachdenklich seine Brauen sich nähern.

Da schaute ihn Pana von der Seite an. „Kennst Du die Bauern?"

Er staunte über diese Frage.

Das Mädchen aber fuhr fort: „Man könnte weinen über sie, muß aber doch lachen. War da ein Bursche heute beim Tanz, der von einem Nachbardorf herübergekommen war. Der stand dort, sah jedem Tanze zu, wich nicht, regte sich nicht, schaute nur immer. Und tanzte auch nicht. Tanzte nicht, weil er keine Sonntagskleider hatte. Zitterte und lechzte und getraute sich doch nicht, ein Mädchen zu nehmen und sich den anderen anzuschließen... Denn er war nicht so gekleidet wie die anderen. Ho! Als fänden seine Füße nur den Takt, wenn sie in neuen Obeljes stecken, wenn seine Hüften nur der blaue und rote Brasia umschließt. Als tanzte nicht sein Leib, sondern die Obelje, die gestickte Weste, der gestickte Gürtel!"

Uebermütig lachten die Mädchen wieder.

Dann sagte Pana, die Volle, Starke, wieder: „Glaub nicht, daß nur der eine Bursche so ist. Alle Bauern, alle Fremden sind so. Sie getrauen nur zu tun, was auch die anderen tun, tun nichts, was sie noch nie getan. Soll man da nicht lachen?"

Aber plötzlich blieb Pana stehen, ergriff Gogan beim Arm und fragte: „Kennst Du die Geschichte vom Burschen, der mit seinem Mädchen durch ein Kornfeld ging?"

Gogan verneinte.

„He, das wollen wir Dir erzählen. Also es war im Sommer. Das Korn rasselte schon hart und neigte sich. Da hatte ein Bauernbursche ein Mädchen getroffen, das er lange

nicht gesehen und das er lieb hatte. Und mit ihr ging er auf einem schmalen Pfad durch das Kornfeld. Er küßte sie fortwährend und sie neigte den Kopf zurück, lehnte sich an ihn und konnte kaum gehen. Da bemerkte der Bursche, daß jetzt der Augenblick sei, wo sie ihm gehören könne. Aber er scheute sich, sie in das Korn zu drücken — es stand so schön. Er suchte nach einer freien Stelle im Korn, doch es stand überall gleich dicht. Und er konnte es doch nicht zertreten.... So küßte er das Mädchen immer wieder und glaubte, er müsse an ihrem Leib verbrennen. Und schob das Mädchen heftig vor sich her, um endlich an einen Ort zu kommen, wo sich Unkraut Platz gemacht hatte, wo es nichts schadete. Das Mädchen wollte kaum weiter. Er aber drückte und drängte sie. Und, als er dann glaubte, nun werde es licht im Korn, nun könne er sie endlich umarmen, da mußte er sehen, daß der Pfad auf eine Straße gefunden hatte. Auf der aber gingen Menschen, fuhren Wagen. Das Mädchen aber wagte nicht mehr, sich an ihn zu lehnen und war verärgert... Da wußte er nun nicht, sollte er sich selbst oder dem Korn fluchen."

Gogan lachte. Doch dann wurde er plötzlich ernst und sagte: „Ja, solche Menschen gibt es. Und vielleicht mehr, als Du meinst, Mädchen. Die eher sich selbst zertreten, als das Korn auf ihrem Wege." Er fuhr sich über die Stirne. „Diese Geschichte will ich bedenken, Mädchen."

Die Mädchen beachteten seinen Ernst nicht, sondern erzählten schon wieder neues, bis Rika rief: „Schau, unsere Zelte!"

Diese lagen dicht am Wasser, auf einer vorspringenden Kiesbank, wie eine Burg im Halbkreis. Eine Klamm öffnete sich gegenüber, die tief in die Berge führte, in zerklüftete Wälder mit breitbuschigen Haselsträuchern, wilden Nußbäumen. Und aus dieser Klamm holten sich die Zigeu-

ner ihr Eschenholz, aus dem sie Löffel und Milchgefäße schnitzten, die sie dann in den Dörfern verkauften.

Die Kinder schnellten auf und kamen gelaufen, als sie den Fremden bemerkten. Tanzten um ihn und bettelten, bis sie der Ruf der Mädchen in die Schranken trieb. Und standen dann und staunten ihn mit großer ungläubiger Erwartung, wie etwas ganz Seltsames, an.

Gogan trat in ein Zelt. Er nahm Platz im Kreise der Alten, die um das Feuer geschart waren. Rodof saß auch da. Er rauchte und studierte vor sich hin, sprach wenig, wurde nur manchmal lebhaft.

Gogan betrachtete ihn seltsam ruhig. Er begriff nun nicht, wie er diesen Menschen hatte töten wollen, der wie aus unbewußten Impulsen sprach und sich regte. Gogan fragte ihn um sein Leben. Er schilderte es wie ein Kind in abgerissenen Bildern, dem nur Leid und Freude die Farben dazu mischte. Das nimmt, was kommt, und vergißt.

Dann sprach ein anderer Alter dazwischen. Der klagte nur, weil er die Kraft der Freude nicht mehr hatte, dem sein Leben trübe war, weil seine Augen trübe geworden, seine Muskeln schlaff.

Gogan wollte sich wieder an Rodof wenden. Da merkte er, daß dieser schlief. Saß und schlief, mit hängender Pfeife, hängenden Zügen, wie ein Tier schläft, das keine Ruhe kennt, nur Schlaf und Bewegung. Dessen ganzes Sein zusammensinkt, sobald es nicht mehr durch die Notwendigkeit der Verteidigung und des Kampfes aufrecht erhalten bleibt. Und Gogan sah lange den an, der ihm Vater war.

Im Nachbarzelt sangen Mädchen. Es klang wild und begehrlich, wie ein ungezügeltes Heischen, wie Schreie, die von Begierden sprechen. Und dann verhallte der Gesang, wie von einem Erschlaffen überkommen.

Rings um Gogan sprachen die Zigeuner wirr durchein-

ander, abgehackt und ohne sich mehr um ihn zu bekümmern. Es war, als sei alles Interesse an ihm versunken, da seine Worte nicht an das Märchenhafte heranreichten, das sie von ihm erwarteten.

Gogan erhob sich, um zu gehen. Die Zigeuner bemerkten es kaum, sie hingen an ihren eigenen Worten, waren wieder in ihrer Rasse drängendem Atem versunken. Nur die Kinder begleiteten ihn eine Weile bettelnd und blieben dann zurück, als sie sahen, daß er sie nicht weiter beschenken würde.

Da war er allein im Tale. Das war wie verengt von der sinkenden Dämmerung, und die verspann ihn immer mehr in wunderbare Empfindungen. Sie senkten und hoben sich in leichtem Wellengang, wurden so weit und hoch wie Wald und Berge ringsum, deren wilde Verlassenheit so ganz sich selbst gehörte, einfach und großzügig war.

Warum hatte er seinen Vater töten wollen? Weil er glaubte, sein Vater hätte durch jenen Akt, der ihn zeugte, all die tobende Gewalt seiner Tierheit auf ihn übertragen, zum Fluche gesteigert, der in ihm fortwirkte?! Und weil er glaubte, seines Vaters Leben sei die stete Erneuerung dieses Fluches, sei eine beißende Verhöhnung jenes Keimes, den er in einem Moment der Raserei von sich stieß, um ihn wachsen und fortbestehen zu lassen.

Er hatte die hassende Entartung töten wollen. Und war nun mit seinem Wollen zurückgeschleudert, da er sah, daß er nur durch das Jauchzen eines Tieres entstanden, eines Menschen, der zwischen Kindheit und Tierheit schwankte und von dem einen die Kraft, von dem anderen die Schwäche erhielt. Und war aus seiner Bahn des Trotzes gerissen, weil er sah, daß sein Vater, wie das ganze Volk, dem er angehörte, keine verkümmerten, zurückgebliebenen Menschen waren, sondern nur sich selbst genügende Tiere, die mit der feinen Ahnung jener Kraft begabt waren, welche

im Grunde alles Menschlichen schlummert; in der Abstammung der Tiere. Ihr Leben war nichts, als das Vorwagen und Zurückbangen auf jener Brücke, die Tier und Mensch verbindet, und die ob ihres schmalen, weiten Bogens, wenn auch schwank, so doch voll prächtiger Freiheit ist.

Und er ahnte nun, daß die Zigeuner Menschen seien, deren Atem zwischen dem Brüllen des Tieres und dem Jubel des Kindes ging.

Und er ahnte auch, daß es das Tier in ihm war, das ihn sein Leben bisher nicht begreifen ließ.

Nun aber wollte er nachsinnen, ob er der Erbschaft seines Vaters Dank wissen solle, ob er das Tier in sich festhalten und verklären könne.

Orions Gebet an die Morgenröte / von Hugo Neugebauer

All beseelender Hauch
aus goldenem Munde
schwellt deiner knospenden
Fittiche rosenen Blust,
silbern blickende Eos!

Nachtverwurzelte Schwingen
lauben des Himmels Saum,
wehen entschwebenden Glanz
versinkender Träume
auf plätschernde Spiegel.

Liebe blickender Glanz,
rosen befittichter
vom goldenen Hauche der Jugend,
löse mich, lauterste Glut,
lächle mich, Aether, in dich!

Das Drama Karl Mays / von Robert Müller

Er hatte gefehlt; er tat Buße — Karl May. Mehr kann auch weder das christliche Gemüt noch die bürgerliche Gesellschaft verlangen. Einer ihrer Vertreter — und preußische Gerichtsvorsitzende sind gemeiniglich rigorose Vertreter — hat den Standpunkt, den einzunehmen die Oeffentlichkeit jetzt geneigt scheint, mit diesen Worten formuliert: „Ein Verbrechen wären doch solche phantastischen Dinge bei einem Dichter nicht, und ich halte Herrn May für einen Dichter!“

Diese Worte, die einen Richter als Menschen und Dichter ehren, sind bei dem letzten großen Ehrenbeleidigungsprozeß in Berlin, den Karl May gegen seinen Gegner gewann, gefallen. Wer sich das jugendliche in schönen Affekten befangene Gemüt auch noch als Richter bewahrt hat, ist auch ein Stück Dichter geblieben. Es wäre zu wünschen, daß alle Richter ihre Aufnahmsfähigkeit für Gebilde einer schöpferischen Phantasie also wahrten; Justitia würde, wenn sie schon blind ist, hinter ihrer Binde die Träume der Menschenseele nach Größe und Kraft besser verstehen und die daraus emporbrechenden Strahlen der Leidenschaft gütiger zu deuten wissen. Ihr Urteil ist sachlich, wie das des Kaufmannes, sie arbeitet mit der Wage. In der Moral aber, wo es nur Ausnahmen gibt und die Regel erst dazu gefunden werden muß, kann immer alles auch anders sein, alles verhält sich paradox und Karl May hat dort schon lange gewonnen. Juridisch genommen, hat er drei Verurteilungen und einen letzten späten Sieg zu verzeichnen. Die Meinung eines bürgerlichen Funktionärs rehabilitiert ihn. Die bürgerliche Gesellschaft hat ihre Abrechnung mit ihm gemacht und nun soll alles wieder gut sein; darauf bezieht sich jene andere Mahnung eines Verteidigers: „Es

handelt sich doch nur um lange zurückliegende Jugendsünden. Ich bitte, dem alten Mann diese Quälerei zu ersparen!"

Rachsüchtiger denn das bürgerliche, hat das literarische Scherbengericht Karl May aus den Bezirken der schöpferischen Tätigkeit gewiesen. Aber dieser Akt der Empörung war nicht echt. Denn seltsamerweise gelang es den literarischen Kritikern, May nur mit Hilfe seiner bürgerlichen Inkonvenienzen beruflich kaltzustellen. Die germanischen Rassen haben, gleich der hellenischen, der Solidarität der Anständigkeit stets mit bissiger Konsequenz Opfer bringen müssen. Es fällt den Einzelnen in ihrer Mitte eben schwerer brav zu sein und sein Temperament verpflichtet ihn zur Verfolgung eines jeden andern, weil er sich vor diesem wie vor dem leibhaftigen schlechten Beispiel fürchtet. Die romanische Rasse, in deren Pace die persönliche Expansion eine viel geringere Gefahr bildet, verfährt gegen den Schädling der Persönlichkeit rein mechanisch, sie eliminiert ihn, sie paralysiert ihn durch eine äußerst strikt gehandhabte Konvention, aber sie schenkt ihm ihre Sympathie und richtet ihn keineswegs zugrunde. Noch vor seiner schmutzigsten Geste ist sie an der Pracht des Tuns entzündet. D'Annunzio erfreut sich der bedenklichsten Skandalgeschichten bei Hoch und Nieder; aber man zuckt mit den Achseln, lächelt über ihn, entschuldigt ihn, ecco, ein Künstler, und reserviert seiner Arbeit trotzdem den unbeeinträchtigten Respekt. Die Engländer dagegen wollen lieber etwas weniger Geist als einen Oskar Wilde in ihren Sitten gelten lassen. Sie glauben noch, wie gemeiniglich der teutonische Schlag der Kunstverehrer, an die unbefleckte Empfänglichkeit des Künstlers. Die Amerikaner versagen ihrem Edgar Poe das gute Angedenken ohne Vorbehalt. Und die Deutschen trinken, um nur ihren letzten Kulturlapsus zu nennen, auch heute noch lieber Bier, als daß sie einen Peter Altenberg verstehen lernten. Dieser, o Grauen, säuft Wein und predigt Wasser.

Das Paradox ist der Feind des Brauherrn. Das Motiv der Buße geht nicht in ihren literarischen Kopf. Und es bleibt ihnen das Geheimnis der physisch-christlichen Buße Altenbergs ebenso verschlossen wie das der psychisch-christlichen Oskar Wildes. Sie schütteln diesen Kopf. Vor der motivistischen Lebensarbeit eines Karl May verlieren sie ihn. Er rollt und schiebt alle neun Musen um. Das Gepolter auf dieser Kegelbahn füllt unsere Tage und kein Stündchen ist frei zu Muße und Buße.

Die bürgerlichen Verfehlungen, die May vorgeworfen werden, sind grob und unentschuldbar. Ah? Vor etlichen Jahren trieb sich im Gebiet der Wolga, im östlichen Ungarn, in Bessarabien und am schwarzen Meere eine blasse schwindsüchtige Figur umher, ein sonderbar aus Bös und Gut gemengter Mensch im Desperadohabitus, mit blühender Phantasie und einem nach Liebe und Anständigkeit schmachtenden Ritterherzen. Er arbeitete, doch er schuf sich eine Zeitlang den Unterhalt auch durch Taschendieberei. Soviel erhaltende Kraft war in ihm, daß er sich trotz Schwindsucht und saurem Aufstoßen und Träumen von schönern und stärkern Menschen nicht dahingab, sondern das Leben zwang, es bei seiner querulanten Seele auszuhalten. Heute heißt der Mann Gorky, er ist der größte Proletenkünstler und eskamotiert dem Bürgertum die Seele aus dem Leibe. Daß es sich niemals rentiert und nach wie vor ein elendes Leben bleibt, ist sein Schicksal. Dann haben wir da einen norwegischen Bauern, einen halbgebildeten Menschen mit großem Entwicklungstriebe, ein Wunder an planvoller persönlicher Durchdringung mit Feinheit und Kultur. Auf seinem Kreuzzuge nach dem Glück passiert ihm in Amerika, daß er den Hehler bei einem Einbruch macht. Er wird in verschiedene kriminelle Handlungen verwickelt, er fährt einmal in seinem ewigen Mißgeschick einer Person den Kopf ab. Hm? Gott bewahre! Der Mann ist ein Phantast.

Aber dann schreibt er Bücher, die Helden lassen an Tiefsinn nichts zu wünschen übrig, es sind ewig reuige Charaktere, die mit ihren Impulsen zu ringen haben, wundersame phantastische Gemische aus Selbstzucht und moral insanity. Ihre Aktion pendelt zwischen dem ethischen Genie und dem Hochstapler hin und her. Und was ists mit den bewußten drei Telegrammen Johann J. Nagels?*) Noch immer hat sich das kleine norwegische Städtchen über Herrn Nagels fragwürdige Heldentaten nicht beruhigt, noch immer verschlingt die deutsche Literatur seine Dialektik leihbibliothekenweise, diese Dialektik, die nur aus einem Intellekt der ewigen Buße kommt, aus einer Geistigkeit, die begnadet ist mit ethischen Ausschweifungen, bei der nicht das bürgerliche Gesetzbuch, sondern das Paradoxon fruchtbar und läuternd wirkt. An diesem Nagel ist nichts echt als das intensive ethische Empfinden, nichts faktisch als das Problem und dieses Problem ist und bleibt sein Kardinalerlebnis. Sie überschätzen ihn ins Effektive, er aber ist ein kühner Balanzeur von Vorstellungen. Er redet ihnen seine Romantik aus und nun drängen sie ihm diese aus Herzensnoblesse erst recht auf, ihm blutet das Herz, daß er ihre frohen Erwartungen von seiner Abenteuerlichkeit enttäuschen muß. Er erfährt an einer bürgerlichen alltäglichen Sache das Problem, sie schleppen ihm den Glorienschein eines Tuns zu, von dem er höchstens den Schimmer erlebt. Die Andern tragen ihm den Heroismus faustdick auf und er handelt wie ein bürgerliches Wundertier. Es hilft ihm nichts, daß sein guter Geschmack verletzt ist. Ewig geht sein Sinn im Büßergewande und doch handelt er prunkhafter, als das

*) Diese Telegramme, die Geldforderungen ankündigen, erweisen sich später als fingiert. J. J. Nagel, die Hauptfigur in Hamsuns Roman „Mysterien", hat sie irgendwie lanziert und es bleibt unaufgehellt, ob seiner Handlung ein krimineller Dolus, Großmannssucht oder nur eine waghalsige, in bürgerliche Sphären übergreifende Phantasie zugrunde liegt.

christliche Gebot in ihm es gestattet, jene tiefe und sachliche Bescheidenheit in den Angelegenheiten dieser Welt, die nur zum Geistigsten kommt.

Dieser Nagel steckt auch in dem Dichter May, den sie einen pathologischen Lügner genannt haben. Es ist kein Zufall, daß sich hinter den heutigen Hamsunverehrern jenes Naturell verbirgt, das einst zu einem fanatischen Mayleser prädestinierte. Zwischen beiden liegt allein die Reife und wissenschaftliche Aufklärung von Jahrzehnten. May, ein begabter Knabe mit bunten ausbrecherischen Trieben, hat sein tiefstes und einziges Erlebnis gehabt wie jener merkwürdig vitale autokratische Nagel, die Rückkehr zur sozialen Ordnung, das Einsehen in die ethische Verpflichtung des Einzellebens. Er hat den Kampf zwischen Selbstzucht und dem Verstand einer gesunden Urteilskraft, der die Satzungen der Gemeinsamkeit vorerst einmal unfaßbar bleiben, zu einem günstigen Ende geführt, das auch den Tatsachenmenschen genügen kann. Er ist, wie jener göttliche Nagel, das bestgelungene Exemplar von einem Theoretiker, einem Realitätsfanatiker in höherer Ebene, aber sie nehmen ihn für einen Praktikus, weil er eine Menge Geschicklichkeiten inne hat. Sein schriftstellerisches Talent, seine Fabulierlust nehmen sie als Berichterstattung. Sie sehen die Pracht seiner Rede und ahnen das Gleichnis nicht dahinter. Jeder andere hätte mit diesem Talente Verhältnisse angezettelt, um Liebesbriefe schreiben zu können oder wäre Journalist geworden. Der halbgebildete May, dem ein ungemünzter Schatz von Erzählungsgütern und belletristisches Rohmaterial in billigen Kolportagemustern zugänglich war, warf sich auf den Erzählerberuf und handhabte ihn mit der ganzen Kunstlosigkeit, die dem Naturgenie eigen ist. Die Fingerfertigkeit, die ihm aus dieser Uebung erwuchs, kam ihm später, als er seine eigentliche Karriere als Erzähler von Reiseromanen begann, zustatten. Gewiegte Erzähler wie Jakob Wassermann und

der neue Otto Soyka haben ein gutes Wort für jene primitive und reine Art des Erzählens eingelegt.

May wurde durch die Entdeckung seines Vorlebens moralisch und literarisch zugrunde gerichtet. Schädlicher aber als die Irrwege, auf denen sich seine schöpferische Fruchtbarkeit erging, sind jene Arbeiten, die von besonnenen Schriftstellern anonym für die Spalten von Blättern geschrieben werden, die der Urteilslosigkeit der öffentlichen Meinung Vorschub leisten. Viele der Besten, die ihre Kunst heute nicht nährt, verdienen sich ihren eigentlichen Lebensunterhalt auf diesen Schleichwegen. May, der zum Prügelknaben künstlerischer Ungehörigkeiten erhoben ward, hat auch hiefür bluten müssen.

Seine Flegeljahre, so die übrige lyrisch-deutsche Jugend zu freien Rhythmen und kleinen Anfangsbuchstaben benützt, verwendete May zum Erleben. Er hatte darin mehr Erfolg als jene mit dem Substrat ihrer Krämpfe. Er stahl Uhren und Pferde. Kurz, er erlebte. Er war schon damals Weltmann genug, um zu wissen, daß es gefährlicher ist, Pferde auf einer Landstraße zu entführen, längs der der Telegraph spielt oder doch wenigstens die Schnellpost verkehrt, als auf irgend einer entlegenen Weide am Colorado. Dann kam ihm auf ganz naive Weise die Einsicht, daß es ein Leiden in fremden Seelen gab, vor dem er wie der reine Tor dagestanden hatte. Er wandelte sich und kämpfte um den besseren Menschen, der in ihm lag. In diesem Augenblicke hatte er dann sein eigentliches originales Erlebnis; es hat ihm die künstlerische Weihe gegeben. Immer wieder hat er das Bußdrama geschrieben. Die viel belächelte Bekehrung seiner Bösewichter in zwölfter Stunde ist das schönste und gerechtfertigtste Motiv seiner reichen Produktion. Dafür steht dem Drama des Schutt, dem Drama der beiden Brüder in Satan und Ischariott und dem Drama der Marah Durimeh das Drama des idealen Menschen, des kumulativen Helden

gegenüber. Der Indianer Winnetou, der die Vorzüge einer sinnlichen mit denen einer vernünftigen Kultur verbindet, wäre wert, allen denen, die nach dem neuen Nervenmenschen suchen, als Prototyp vorgeführt zu werden. — Die Schaffung dieses Typs entspricht einer tiefen visionären Gemütskraft, einer Sehnsucht nach Reinlichkeit, die an den Bänglichkeiten unserer Mannesschönheit herbe gelitten haben muß. Ein besserer Erzieher aller kommenden Tugenden als Winnetou mag für unsere Knaben kaum gefunden werden. Alles was männlich, fein und kräftig ist, wird in entscheidenden Situationen an dieser Gestalt vorgebracht, die wahrlich kein Psychologe, aber ein richtiger Erzähler und ein stark ethisch empfindender Mensch sich ersonnen hat. Wie die Heilandsgestalt eines neuen Menschen erscheint sie immer wieder in dem Wust von Lächerlichkeit, Absurdität und Eigennutz, zu dem sich die Aktion May'scher Gestalten verknäuelt. Es ist die lichte liebe Stelle in dem Bußedrama, das Einer erst mit seinem schier übernatürlichen Orientierungssinn im Leiden erlebt und später mit Präzisionstreffsicherheit niedergeschrieben hat. Und hier wird die ganze unparadoxe und sehr gewöhnliche Inkonsequenz von Gegnern zuschanden, die Einem sowohl das, was er nicht, als auch das, was er erlebt hat, vorwerfen.

Das vollblütige Komödiantentum, aus dem heraus May sich mit seinen Phantasiegestalten identifiziert, mag gesellschaftlich irreführen; künstlerisch erweckt es Vertrauen und gibt eine gewisse Gewähr, daß die nüchterne wissenschaftliche Behandlung fiktiver Gestalten wie bei Jules Verne hier nicht zu fürchten ist. Die frische und menschliche Befruchtung, die aus jenen Büchern quillt, ist mit dem das Gemüt und die Leidenschaft keineswegs berührenden Stil des romanischen Phantasieplauderers wenig vergleichbar. Die Menschen May'scher Einbildungskraft haben Leben, Probleme, Wirtschaft und Bedingungen. Jules Vernes Auto-

maten sind von vorneherein zur Lösung einer mathematischen Frage, die abenteuerlich umkleidet scheint, bestimmt. Ueber den chemischen magnetischen elektrischen Verwicklungen verschwinden die Personen und man vermißt jenes durch nichts ersetzbare Fluidum der ethischen und humanen Fragen. Der May'sche Reiseroman steht der angelsächsischen Fancyschriftstellerei näher. Das Abenteuer erscheint pädagogisch zurechtgerückt. Aber der Ueberschuß an Bußfertigkeit und bekennerischem Temperament rechtfertigt, was im Allgemeinen im Phantasieroman künstlerisch unstatthaft zu sein pflegt, die Gentlemanisierung des eigenen Ichs. Dem gültigen Leser fällt dieser Ich-May nicht unangenehm auf. Er empfindet ihn richtig, wie er vom Fabulierer geplant war, als eine zu Winnetou parallele Figur. Er wirkt das Privatleben des Autors mit dem des Buchhelden in Eins zusammen, denn er hat noch Phantasie und schenkt jenem die Aufklärung seiner bürgerlichen Bedingungen. Er ist als Rezeptiver noch so stark künstlerisch, daß er es verschmäht reinen Wein eingeschenkt zu bekommen, etwa wie eine liebende Frau über die Verhältnisse des Geliebten hinweggleiten kann. Jeder Künstler braucht zur Arbeit eine bestimmte Autosuggestion und es tut letzten Endes Keinem weh, wenn Einer sich malerisch photographieren läßt oder Ulrik Brendel'sche Gelüste angesichts der Bälge seiner Großmannstaten äußert.

Ein J. J. Nagel-Naturell, das sich aus Menschenfreundlichkeit ins Heldentum drängen läßt, trägt bösen Lohn davon. Wollen sie einen Messias haben? Nein, sie wollen einen König von Zion. Sonst lieber gleich einen Barnabas her! Jener aber fällt ihnen schließlich doch hinein. Er muß ihnen etwas zum Besten geben. Und so spielt er ihnen denn auf, etwas, das ihm recht liegt, das schon ziemlich abgedroschen für ihn ist, und amüsiert sich über ihre Sentimentalität. Er ist ein herzensguter Kerl und wenn die lieben Kleinen von ihm verlangen, daß er ein Kameel sein müsse, so

sie ferner noch Achtung vor seiner Humanität haben sollen, ist er imstande und krabbelt ihnen auf allen Vieren etwas vor. Aber eines Tages wissen sie, daß sie sich im Grunde ihrer schönen Seele eigentlich einen schweinischen Jux mit sich erlaubt haben und sie betasten das Futter seiner Röcke, um zu sehen, ob auch seine breiten Schultern am Ende nur ausgestopft seien. Um nicht die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, hat sich Einer inmitten wilder Seelen in einen schmucken Trapperanzug geworfen, in dem er weniger von seiner Umgebung absticht. Am andern Tag fallen sie über ihn her, weil sie erfahren haben, daß der wahre Trapper höchstens einen alten Zylinder oder eine Radfahrmütze zum Schutz gegen den Sonnenstich übrig hat, etwa wie sie Sam Hawkins trägt oder einer der Brüder Snuffles, diese lebensechten Typen aus dem wilden Westen, die keinem Bret Hart und Mark Twain in ihrem positiven Humor besser gelungen sind. — Das kommt davon, wenn man glaubt, daß die Menschheit Künstlerblut in sich habe und dankbar sei, sobald man nur auf ihre bürgerlichen Phantastereien eingehe!

Die Kunst ist umso größer, je unüberbrückbarer die Distanz zum Objekt gewesen ist. Nur das Problem mußte erlebt sein — und im Falle May war es erlebt. Das Drama und der Humor waren erlebt. Sogar einige Situationen waren gewagt worden, bevor es an den Schreibtisch ging. Und das ist viel, wenn der Künstler dann noch Zeit fand, diese Situation zu gestalten. Muß er englisch, französisch sprechen oder polyglott sein um die Phrasen und sprachlichen Kniffe einer fremden Rasse, deren Aeußerungen er dem Tatsachenbericht einer Zeitung entnehmen kann, zu beherrschen? Muß er, um Afrikanisches zu schildern, jemals etwas anderes als eine gute Photographie gesehen haben, die ihm genug Spielraum läßt, um die Tropen zu erleben, die er, vielleicht aus Erfahrungen atavistischer oder transzendentaler Natur in sich trägt wie ein uraltes Rudiment aus jenen

Tagen, da seine Urfahren in Grönland noch im Djungle lebten? Er lernt vielleicht bei Forschern und aus dem Bädeker, ungefähr wie ein Romancier aus der Geschichte lernt. Die Distanz ermöglicht ihm eine bessere Uebersicht. Er vermeidet das Reiselatein des Impressionisten — sind sie denn alle des Teufels, diese inferioren Gemüter, die vor einer Palme stupide werden und uns ganz schlichte klimatische Verhältnisse beschreiben, als ob sie von der Sonne sprächen? Wer an der Hand ihrer exotischen mystischen Eindrücke die Wirklichkeit wiedersieht, schweigt aus Scham, daß er unfähig ist die Stimmung wiederzuerkennen. Das Weltgefühl eines Karl May aber verbäuerlicht mit gutem Bedachte den ganzen Sinnenzauber der Barbarei und trifft über einen Erdteil hin wirklich ins schwärzeste Afrika. Es hat etwas auf sich mit seinem Bärentöter. So rächen sich verkannte Dinge an der Menschheit als Symbole. Der Dichter hält es mit dem Statistiker und die Wahrheit kommt zu Ehren. Er packelt mit einem Reisebüro und sofort geht die Geschichte schief. Bestenfalls tut er eine unnötige Reise, um sich bestätigen zu lassen, was er schon längst vorher niedergeschrieben hat. Denn je mehr er ein Dichter ist, desto bestimmter ist die Art und Weise, wie ihm das Leben mit allen Winden ins gleiche Segel bläst. Sein Mastbaum ist die Idee und wenn er kentert, trägts ihn irgendwohin, der Mast schlägt aus und setzt Wurzeln an, da kommt jeder Kontinent gerne geschwommen und bietet sich freiwillig an. Der Dichter hat wieder festen Boden unter den Füßen. So ein wahrer Dichter ist May. Die Kontinente parieren ihm, solange er nur auf seinem Bußmotive dahintreibt.

(gez. von Max v. Esterle)

Ludwig von Ficker

Brixner Chronik XII (Gemeindetätigkeit)

Ich habe die feste Absicht gehabt, mich in diesem Jahre gänzlich in die Abgeschiedenheit meiner Biertischecke zurückzuziehen und ein Brixner zu werden. Allein die Chronik hat wieder angefangen. Wer in aller Welt hat das kommunale Preßbüro veranlaßt, am 6. Jänner 1912 den Artikel „Brixener Gemeindetätigkeit im Jahre 1911" zu veröffentlichen? Das „Brixener" allein würde genügen, mich erschauern zu machen. Die Tatsache jedoch, daß man es nicht unterlassen kann, durch derlei journalistische Ableger diese Stadt, die ich liebe, im ganzen Lande der Lächerlichkeit preiszugeben, könnte mich vollends in einen Zustand der Raserei versetzen. Denn die folgenden „Brixener" Sätze sind im Stande, mein Gemüt mit Trübsinn zu umnachten!

„Das abgelaufene Jahr war ein solches der Arbeit; es galt der Vorbereitung vieler hochwichtiger städtischer Angelegenheiten, ebensowohl in wirtschaftlicher als in kultureller Hinsicht."

Das Kulturelle und Wirtschaftliche dieser jahrelangen Vorbereitungen wird uns allen noch die Arbeit versauern. Ich weiß es ganz bestimmt.

„Vor der Hofburg zeigt der wieder mit Wasser versehene Hofburggraben von der Achtung alter Rechte, wie von der Rücksichtnahme auf Heimatschutz, Hygiene und Aesthetik."

Meine Nerven müssen unempfindlich sein für hygienische Einrichtungen, denn ich empfinde hier nur einen Reiz in meinen Schleimhäuten.

„In den 14 Sitzungen des Bürgerausschusses befanden sich wiederholt Regulierungs- und Verbauungspläne, so für das Bahnhofsgebiet, für Köstlan, für die Kachlerau und für das südliche Stadtgebiet. In letzterem Plane ist Rücksicht auf öffentliche Anlagen genommen."

Ich warne vor neuen „öffentlichen Anlagen". Man hat schlimme Erfahrungen damit gemacht. Die Sittlichkeitskommission wird Einspruch dagegen erheben.

„Einen breiten Raum nahmen die Verhandlungen mit den Vertretern der geplanten Holzstoffabrik (an dem unterschlagenen f bin ich unschuldig) ein und es ist in dieser Beziehung die Beratung des Stromlieferungsübereinkommens

hervorzuheben, mit dessen Inkrafttreten der Stadt eine volle Ausnützung ihrer überschüssigen elektrischen Energie gewährleistet erscheint."

Damit ist die eingangs erwähnte Angelegenheit in wirtschaftlicher Hinsicht gemeint, bei der das Fremdenzentrum Brixen die überflüssige Energie und die Gegend die überflüssigen Wälder los wird.

„Durch Verbilligung der elektrischen Lampen, Beleuchtungs- und Heizkörper sowie der Motore... hat die Gemeindevertretung den Wünschen der Bevölkerung Rechnung getragen." — Wodurch es im Vergleich zu anderen Städten ermöglicht wurde, daß die elektrischen Lampen &c. der Stadt Brixen um ein Bedeutendes schlechter sind und um den dreifachen Preis hier verkauft werden.

„Neu erworben hat die Stadt die sogenannte Burg Tauernstein (diese Burg ist ein Wohnsitz unter den Lauben) und damit für ihre Zwecke ein billiges und schönes Repräsentationshaus bekommen, dessen Wände dauernd die Jahrtausendfeier festhalten."

Ich hoffe, daß sich diese Wände beim Festhalten des gegenwärtigen Zustandes nachgibiger zeigen werden.

„In Verbindung damit (mit den Wänden nämlich) wurde der alte Schießstand zum Notspital bestimmt."

Ich bin froh, daß niemand außerhalb dieser Mauern weiß, wo dieses Notspital liegt und wie es aussieht.

„Der gebrechliche Baustadel in der Stadelgasse wird durch Verkauf in ein Haus verwandelt werden."

Ich bin dafür, daß die teilweise ebenso gebrechliche Gemeindeverwaltung ebenfalls durch Verkauf, wenn auch nicht verwandelt, so doch verhandelt werde.

„An Bausteinen für das neue Spital sind neben der großen Spende von 20.000 Kronen im Jahre 1911 noch 192 Kronen eingegangen und vom höchsten Bürger Brixens noch in Aussicht gestellt."

Ich wünsche zum ersten, daß man mir den König keinen Bürger schelte, und zum zweiten, daß für den Bau billigere Steine verwendet werden.

„Mit der Frage der Errichtung des neuen Gymnasiums hat sich die Stadtvertretung in wiederholten Beratungen und in zwei Ausschußsitzungen beschäftigt und die Frage geklärt."

Ich bitte mich nicht zu reizen, sonst werde ich grob!

„Der Beschluß des Bürgerausschusses auf Errichtung einer städtischen Musikschule half dem Mangel eines öffentlichen Musikunterrichtes fühlbar ab."

Der „Mangel" ist eine bewußte Lüge. Es müßte heißen „Mangel eines politischen" oder eines „christlichsozialen."

„Durch das erlassene Gebot der Nachtruhe nach 10 Uhr abends hat sich die Stadtvertretung den Dank der ruhigen Bürger gesichert."

Auch ich wünsche Ruhe in meinem Ehebett; die Fremden sollen mich — oder ebenfalls —.

„In der Ausgestaltung der städtischen Aemter wurde weiter geschritten. Von der Erkenntnis ausgehend, daß gerade während einer hochbedeutsamen Entwicklungsperiode neben der zielbewußten Tätigkeit der Gemeindevertretung auch eine von pflichtgetreuen Beamten nach fachmännischem Wissen geleistete Arbeit notwendig ist, wurden die Stellen dementsprechend systemisiert, wie sonst nur in Städten mit fortgeschrittener Entwicklung."

Ich hoffe, daß nur der mangelhafte Unterricht im Deutschen, den der Herr Redakteur genoß, daran Schuld ist, daß sich Brixen in diesem Satz als eine Stadt ohne fortgeschrittene Entwicklung repräsentiert.

„Die Durchführung des neugeschaffenen Stadtkammeramtes auf die Höhe der anderen Kanzleien ist im Zuge."

Ich habe an den Stadtkämmerer schon einmal gerührt. Er komme mir nicht mehr unter die Augen, auch nicht auf der Höhe der anderen Kanzleien!

„Durch die zu Beginn des Jahres 1911 durchgeführte Volkszählung ist die Stadt Brixen an die 11. Stelle der Städte Tirols in Bezug auf Bevölkerungszahl gerückt, durch die Tätigkeit ihrer Gemeindevertretung soll sie weiter wirtschaftlich erstarken. Die außerordentliche Bautätigkeit von 1911 ist ein kleiner Beweis, das Jahr 1912 mit seinen Plänen soll den größeren erbringen."

Daß man an den ärgsten Schandfleck dieser Stadt, ihre Bautätigkeit, auch noch rühren muß, ist mir vollkommen unverständlich. Ich für meine Person verzichte auf jede weitere Beweisführung jenes Unverstandes und der abscheuerregenden Unfähigkeit, die sich hier breit macht.

Die „Chronik“ sehe sich vor: wenn ich sie nochmals auf solch wirtschaftlichen Wegen betreten sollte, könnte die Sache ein übles Ende nehmen. Ich werde nicht bezahlt für meine Meinung, und habe nichts zu verlieren!

Hartmann

Innsbrucker Kunstschau XVI

Ein Zweckteil der Kunstschau ist zunächst erfüllt. Der Schein ist gewarnt, die landläufige Zeitungskritik blamiert, der Glaube an fiktive Größe erschüttert, und ich balanziere zwischen Schwurgericht und chirurgischer Klinik. Man wird nicht leugnen, daß Leben in den Betrieb gekommen ist. Und Leben hat vor Stagnation das voraus, daß es Giftstoffe automatisch ausscheidet. Daß die Betroffenen sich über meine Schärfe zu beklagen haben, ist der gerechte Ausgleich dafür, daß sie sich bisher die offiziellen Schmeicheleien der dilettierenden Supplenten und Gerichtsräte gefallen ließen. Wenn sie aber gegen mich toben, bekräftigen sie nur mein Urteil über sie. Eine Meinungsverschiedenheit kann zwischen uns also erst dort beginnen, wo sie behaupten, ich hätte ihnen geschadet. Sie glauben nicht, daß sie in ihren Werken aufs getreueste porträtiert sind und daß ihre Handschrift aufrichtiger gegen mich ist, als sie selbst gegen sich. Und ich habe nichts weiter getan, als diese Inkongruenz in ihr Bewußtsein gebracht, ihre Eitelkeit durch die meine an die Wand projiziert. Der Vorwurf, daß dadurch Vorteile vernichtet werden könnten, ist ohne ernsten Belang. Er ist aber grotesk, wenn er von Leuten kommt, denen es keine Skrupel verursacht, von der Uebermacht der gesprochenen Banalität über gedruckte Werte Gebrauch zu machen und die begründetste Kritik mit einem Witzwort totzureden. Dabei ist auch die Publizität der Stammtische, an denen es sich lohnt seinen verblaßenden Nimbus aufzufrischen, für sie bei weitem wichtiger, als die des „Brenner“. Aber gerade

diese Herren verschaffen der Kunstschau einen Aktualitätswert, vor dem mich ekelt. Ich werde deshalb künftig die Neugier des Kunstphilisters dadurch enttäuschen, daß ich die Kritik seinem Niveau entrücke, nur mehr Werke bespreche, die in gutem oder üblem Sinne Fragen von prinzipieller Bedeutung vorlegen, und dies in einer Weise besorge, die sich der Gemeinheit noch mehr verschließt, als bisher.

* * *

Bernard G. Rice: Entwurf für ein Mosaik (Unterberger). Vorzügliche Arbeit. Aber als Entwurf zu weit ausgeführt und doch kein Ersatz des Mosaik-Originals. Also schade um die Zeit, die dem Künstler so karg zur Verfügung steht. Rice hat kompositorische Kraft (Madersche Arkade), die ihn verpflichtet, sie zu verwerten und mit ihr seiner Kunst neue Wege zu öffnen.

Julius Seidl: Zwei Landschaften (Czichna). Eine vielleicht jetzt schon ganz überflüssige Korrektheit verhüllt den künstlerischen Gehalt des einen Bildes und macht die „Weiden am Bach" ganz tot. Korrektheit ist eine Kette, ist Verphilisterung der Intuition, ist Furcht vor Blöße und vor Persönlichkeit, die immer göttliche Blößen hat. Wo Korrektheit auftritt, warnt die Langeweile. Dann muß man sich warnen lassen und diesen Paß überschreiten.

Josef Durst: Landschaft (Wagner). Die Studie ist Orientierungsversuch vor der Natur. Das Bild ist die gut orientierte Absicht des Künstlers. Durst's Landschaft ist der Versuch eines Kompromisses und daher mißglückt.

August Frech: Zwei Porträts (Wagner'sche Buchhandlung). Das Beste, was Frech bisher gezeigt hat. Aehnlichkeit, Leben, vornehmer Ton, gute Charakteristik, alles ist so wie sichs der Normalmensch wünschen kann und wie es die Natur selbst bietet. Er verdient es, als Porträtist anerkannt und gesucht zu werden. Benedikt.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG

erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der soeben erschienenen Doppel-Nummer 241/242:

Glossen / Razzia auf Literarhistoriker /

Notizen / Wien, ein Panorama /

Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

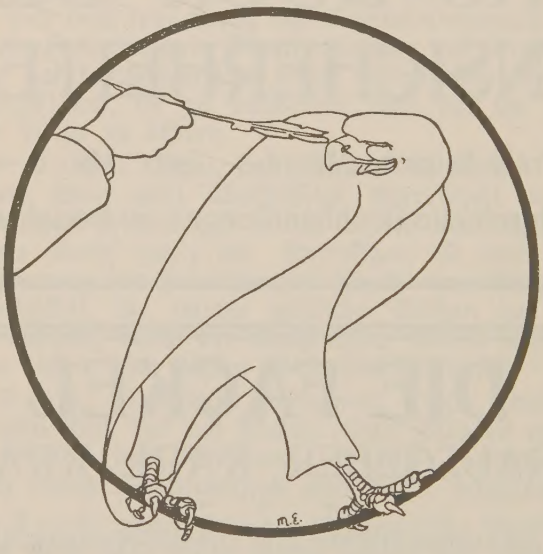
* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

TIROLS KORYPHÄEN

ERSTE FOLGE



KARIKATUREN VON MAX ESTERLE

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Preis K 1.80.

Werke von Hermann Wagner

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu. die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Strtaße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schöres und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr els einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.